

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 239.

Donnerstag, 10. September.

1931.

Die rosa Muschel / Roman von Brünhilde Hofmann.

(8. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Ines genießt es tief, vor halb Ostende hinter Juliane in den eleganten Wagen zu steigen. Es sitzt sich herrlich auf den weichen roten Lederpolstern. Flüchtig blickt sie noch einmal nach den Herren zurück, die vom Straßenrand her grüßen, als der Wagen sich aus der Reihe löst und langsam fortgleitet.

Auf der Digue herrscht lebhafter Verkehr. Juliane muß aufpassen; sie ist überhaupt schweigsam. Bequem zurückgelehnt, läßt Ines das bunte Treiben an sich vorbeiziehen. Der Wein hat sie ein bißchen schläfrig gemacht; aber sie beachtet doch die interessierten Blicke, die dem schnittigen Wagen mit den beiden eleganten Frauen folgen. Eine kleine Befriedigung ist es auch, daß diese Blicke länger an ihr als an Juliane hängenbleiben.

Juliane merkt von alledem nichts. Als die Straße freier wird, sagt sie: „Ich fahre jetzt etwas schneller. Wenn es Ihnen zuviel wird, müssen Sie es sagen, Fräulein Discaill!“

„Ich habe es sehr gern.“ Dabei fängt aber Ines' breiter Strohhut schon an, sich im Luftzug zu biegen, so daß sie ihn festhalten muß.

Juliane hat den ihren abgenommen und in den Koffiz befördert, wo Clever zusammengerollt schläft. Die herrliche Chaussee auf der Höhe des Deiches liegt spiegelglatt und besonnt vor ihnen. Es ist wie eine Herausforderung: schneller — schneller! Julianes Haar flattert.

Ines sieht sie von der Seite an. Die Silhouette des feingeformten Mädchentopfes hebt sich klar von dem blauen Hintergrund des Meeres ab. Etwas Neues liegt in diesem Gesicht, etwas tief innerlich Gespanntes und auch wieder Befreites. Komisch!, denkt Ines. Warum tobt sie nun hier in diese Einöde hinaus? — Aber allmählich beginnt der Rausch der Schnelligkeit auch sie zu erfassen. Sie hält jetzt den Hut auf dem Schoß und läßt den Wind in den Locken spielen, daß sie in der Sonne Funken sprühen.

„Was für schönes Haar Sie haben!“, meint Juliane plötzlich, mit einem kurzen Seitenblick.

Das hatte Ines gerade jetzt am allerwenigsten erwartet. „So?“ sagt sie. „Wirklich?“ Das scharfe Tempo läßt eine weitere Unterhaltung nicht aufkommen. Ines' matter Teint gewinnt an Farbe. Sie sitzt ein wenig vorgebeugt und lächelt, ohne darum zu wissen.

„Zu schnell?“ ruft Juliane, ohne diesmal den Kopf zu wenden.

„Herrlich!“ schreit Ines ebenso zurück. Es tut ihr aufrichtig leid, daß die Fahrt sich verlangsamte, wovon Clever aufgewacht zu sein scheint. Denn in einem jähen Impuls seines Hundeherzens versucht er, auf halbschmerzliche Art aus dem Hinterrad in den Vorderstuhl zu kriechen, wo er sich unsanft, aber strahlend zwischen beide Mädchen fallen läßt.

„Also — dann wollen wir mal hier ein bißchen halten!“, schlägt Juliane vor.

Zu ihrer Rechten liegt menschenleer der sonnige Strand. Juliane stellt den Wagen in den Schatten einer einsamen schiefen Ebberese; dann turnen beide über den schrägen Wall zum Strand hinunter. An

einer sanft abfallenden Düne scheint der beste Platz zu sein. Juliane streckt sich wohl in den warmen Sand. Sie bekommt nicht leicht zuviel Sonne. Ihre schlanken, bloßen Arme sind schon durchgebräunt.

Auch Ines trägt ein ärmellofes Kleid, aber ihre Haut ist weiß; die wird auch niemals braun, höchstens rot. Deshalb geht sie jeder Gefahr eines Sonnenbrandes vorsichtig aus dem Wege; erstens ist es schmerzhaft, und zweitens kleidet es sie nicht. Dessenungeachtet aber lauert auch sie sich nieder, grazios in den schmalen Schatten des Dünenrückens geschmiegt.

Juliane beobachtet eine Weile die Strandhaferhalme, die über ihre Stirn leise hin und her schwanken, wenn Luftzug vom Meere herüberstreicht. In gleichmäßigen Intervallen hört man dazu die Brandung an den Strand rollen. Und ab und zu spritzt ihr auch etwas Sand ins Gesicht; denn nicht weit von ihr wühlt sich Clever wie eine Baggermaschine in die Dünenwand, wo er das Loch einer Sandmaus oder eines wilden Kaninchens aufgestöbert haben mag. Er schnauft und prustet in die Erde hinein und zieht nur dann die Nase heraus, wenn er niesen muß.

„Der hat's gut!“ sagt Ines unvermittelt, nachdem sie eine Zeitlang zugehört hat. „So ein Tier ist eben glücklich.“

Überrascht hebt Juliane den Kopf. Aber Ines sieht Clever noch immer zu; wenigstens blickt sie in der Richtung, und dabei tritt ein eigentümlich verschärfter Zug in ihr Gesicht, der es älter erscheinen läßt.

Auch Juliane betrachtet ein paar Minuten das prächtige Musterspiel des trainierten, gepflegten Hundes, der mit der leidenschaftlichen Inbrunst eines Kindes in sein Spiel vertieft ist. Sie antwortet nicht gleich; denn es kommt ihr der Gedanke, jene möchte meinen: Auch du hast es gut und bist glücklich, versorgt, gepflegt und spielt — während ich... Möglich. — Nachdenklich läßt Juliane eine Handvoll Sand durch die Finger rinnen. „Was ist Glück?“ fragt sie schließlich und spricht damit nur das Ende ihres Gedankenganges aus.

Ines nimmt den Halm aus den Zähnen, an dem sie mit spontaner Verbissenheit gekaut hat, und Licht und Schatten wechseln in ihrem Antlitz. „Man muß Geld haben.“

Juliane dreht sich um, stützt die Ellbogen auf und sieht das Mädchen an, dem das rötliche Haar in die blasse Stirn gefallen ist und das diesen Blick mit einem Ausdruck von Trost erwidert. „Meinen Sie?“

„Natürlich. Oder nicht? Man hat keine Sorgen, kann reisen, kann leben — doch alles nur für Geld! Ist das vielleicht nichts?“ Als das heraus ist, beobachtet Ines fast ängstlich die Wirkung. Merkwürdig, was man so sagen kann, wenn man sich in der Einöde mit zerzausten Haaren allein gegenüberhockt! Im Speisesaal des Imperial hätte sich derartiges wohl kaum äußern lassen.

Aber Juliane nickt nur ein paarmal bedächtig. „Stimmt! Aber ist das alles?“

„Es ist jedenfalls die Hauptsache. Unserem weiß das vielleicht besser. Ich wenigstens — wenn Sie mich fragen — ich möchte bloß reich sein; weiter gar nichts.“

„Möglicherweise werden Sie es noch einmal“, versucht Juliane ehrlich, aber etwas befangen, zu trösten. „Warum sollten Sie nicht? Vielleicht machen Sie bald eine reiche Heirat — wer weiß?“

Ines zieht die Brauen zusammen, so daß auf ihrer Stirn eine kleine senkrechte Falte entsteht. „Ich bin verlobt“, sagt sie und wickelt das Ende des abgebissenen Grasshalms um einen Finger. „Mein Verlobter hat eine Farm in Australien und ein Terrain, das an die Standard-Minen grenzt.“

„Nanu?“ macht Juliane überrascht. Sie hat das Kinn in die Hand gestützt und sieht Ines fest an. „Sehen Sie wohl? Da werden Sie also bald heiraten und soviel Geld haben, wie Sie sich wünschen.“

Aber Ines schüttelt den Kopf. „Das werde ich nicht. Molitor ist arm. Seine Farm heißt drüben die „Hungerfarm“. Und das Terrain, auf das er große Hoffnungen setzt, ist auch nichts wert.“

„Aber wieso?“ fragte Juliane. „Woher wissen Sie das? Es liegt doch —?“

„Eben. Prinz Vitry hat es mir gesagt. Er kennt Molitor und kennt auch das Terrain.“

„So? Vitry?“

„Ja.“ Ines ärgert sich, daß sie sich ganz grundlos unter dem Blick dieser grauen Augen erröten fühlt.

„So?“, sagt Juliane nochmals und fischt eine rosa Muschel aus dem Sand. „Aber schließlich...“ In Gedanken die Muschel auf dem Arm reibend, vergißt sie, den Satz zu vollenden.

„Man weiß nicht, was man tun soll“, läßt Ines fallen.

Juliane antwortet nicht.

„Was das für ein Dasein sein soll, sich auf einer so einsamen Farm abzuradern! Womöglich ums tägliche Brot zu schuften wie ein Tier! Was hat man da vom Leben? Blödsinnig! Ja, wenn man denken könnte...“ Ines hält inne und atmet beklommen.

Nach einer Weile fragt Juliane unvermittelt: „Lieben Sie Ihren Verlobten?“

Ines hebt lässig die klassischen Schultern. „Gott — ja, gewiß. Er sieht gut aus — ein tadelloser, vornehmer Mensch. Deutscher Seeoffizier, wissen Sie! Wir haben uns während seines letzten Europaaufenthalts kennengelernt. Er hat sich in mich verliebt. Er hängt sehr an mir; und man hat sich natürlich an den Gedanken gewöhnt. Aber man muß doch auch vernünftig sein und die Dinge nüchtern betrachten.“

„Ja —.“ Es ist wie eine zögernde Frage, die sich an keine Person wendet.

„Na also!“ nickt Ines befriedigt. „Ich werde es mir jedenfalls genau überlegen. Man lebt schließlich nur einmal und will etwas davon haben.“

„Was denn aber? Geld —? Ich habe es doch, nicht wahr?“

„Natürlich. Seien Sie froh!“

Juliane hat sich aufgerichtet. Ihre Augen hängen an der kleinen rosa Muschel in ihrer Handfläche. Zusammengelauert hat sie in der Sonne und hat das Gefühl, von innen heraus zu frieren. „Ich bin es nicht.“

Ines sieht die schmale Mädchengestalt ihr gegenüber mit scharfen Blicken an, in denen etwas wie Haß, aber auch Überlegenheit leuchtet. „Das liegt bloß an Ihnen“, sagt sie. „Man weiß nicht zu schätzen, was man hat.“

Was man hat?, denkt Juliane. Hendrik? Den hat Dina van der Velde mehr als sie. Eugen? Der hat neben hübschen Sekretärinnen noch manche andere Liebhaberei. Eine davon zu sein, war gewiß nicht reizvoll. Dann hatte sie noch einen Rennwagen und die Aussicht, Josaphat Madenzies Frau zu werden. Und dann hatte sie nur noch Clever. „Möglich...“ Juliane steht auf und schleudert die rosa Muschel weit über den glatten Strand. Clever, der sein Bühlchen eingestellt hat, preßt sich hinterher. „Wir wollen zurück.“ „Vielleicht sind Sie mir böse?“ Ines schüttelt den Sand aus den Kleidern. „Unsereins lernt früh, worauf es ankommt, wenn man auf sich angewiesen ist.“

„Ich bin Ihnen nicht böse. Sie haben ganz recht.“ Damit steigt Juliane zum Deich hinauf. Zweifellos hatte Fräulein Discail recht. Was will man eigentlich? Es muß schon alles so sein, wie es ist! Sie wird eben Madenzies doch heiraten... Was lag denn gegen ihn vor? Vater Hendrik, der einzige Mensch, an dem sie hängt, wird dann glücklich sein.

In diesem Augenblick kommt Clever zurückgejagt und legt ihr triumphierend die kleine rosa Muschel vor die Füße. Juliane bückt sich, hebt sie auf und schließt die Hand fest darum. Es ist wie das Heimkehren zu einem tiefinneren Gedanken: Es muß nicht alles so sein, wie es ist; es muß sein, wie man selbst ist. Ja, wohl! — Juliane hält die Muschel ans Ohr. Sie hört ein geheimnisvolles Brausen in dem kleinen Gehäuse: vielleicht das des Meeres, vielleicht das des eigenen Blutes, wie aus weiter Ferne.

„Das habe ich als Kind auch gemacht“, sagt Ines neben ihr. „Es hört sich hübsch an.“

„Wunderhübsch!“ Juliane lächelt befreit. Sie läßt die Muschel in den Ausschnitt ihres Kleides rutschen und klopft dem enttäuschten Terrier freundschaftlich den Rücken. Mit ein paar Sprüngen ist die Höhe des Deiches erreicht.

Die Abendsonne hat das Meer mit Feuer über-gossen. Unzählige Boote, Segeljachten, Kanus und Motorfahrzeuge, die die Feier der Meeresweihe an der Küste versammelt hat, verteilen sich. Noch ist der Strand schwarz von Menschen. Die Kurkapelle schließt mit einem Marsch; die Menge flutet auseinander.

Juliane und Hemptin stehen schon auf den Stufen der Terrasse des Promenadencafés, als Vitry zu Ines sagt: „Sehen wir uns heute abend im Kasino?“

Ines, noch auf der obersten Stufe der Treppe, wendet ihm das Gesicht zu. Es hat einen rätselhaften Ausdruck.

„Bitte!“ sagt der Prinz. Seine Ergebenheit ist offenbar ehrlich.

Als Hemptin sich am Fuße der Treppe umwendet und heraufsieht, neigt sie den Kopf. Es kann Zustimmung bedeuten.

Vitry folgt ihr, die jetzt rasch die Stufen hinuntergeht, ohne ein weiteres Wort. Auf der Straße verabschiedet sich der Prinz. „Wann werden Sie wieder im Haag sein, gnädiges Fräulein?“, fragt er Juliane.

„Ich weiß es noch nicht genau. Haben Sie die Absicht, uns zu besuchen?“

Vitry sieht Hemptin an; dann sagte er: „Ich hatte die Absicht. Wenn es Ihnen und Ihrem Herrn Vater recht ist.“ Er starrt hilflos auf das Pflaster zu seinen Füßen. Innerlich stöhnt er. Gott bewahre einen in Zukunft vor derartigen Missionen! Den ganzen Tag hatte er versucht, diesem Mädchen auf eine vernünftige Art beizukommen. Der Erfolg war, daß man jetzt mit der entscheidenden Frage auf der Straße stand. Lächerlich!

„Ich fahre morgen nach Antwerpen“, hört er Juliane antworten. „Mein Vater wird sich sicherlich freuen, wenn Sie uns in einigen Tagen aufsuchen.“

Na also! denkt Vitry erleichtert. „Sie fahren morgen auch nach Antwerpen zurück?“, wendet er sich an Hemptin.

„Leider. Termine, Durchläufe. Aber wir sehen uns ja voraussichtlich in nächster Zeit alle im Haag wieder.“

Ein tröstlicher Gedanke — tatsächlich, meint der Prinz und sieht dabei Hemptin und dann Juliane an. „Wirklich! Also auf Wiedersehen, meine Herrschaften — nächste Woche im Haag! Servus, Doktor! Ergebenster Diener, gnädiges Fräulein! Mademoiselle Discail — es war mir ein Vergnügen!“

Händeschütteln; Händeklappen. Dann gehen die drei zu ihren benachbarten Hotels, und Vitry schlendert allein über die Promenade in entgegengesetzter Richtung.

(Fortsetzung folgt.)